
Womit der Glaube steht und fällt...

Dr. Wolfgang Schürger, Pfarrer in Nürnberg

Was meinen Glauben trägt - eine Annäherung

Die ökumenischen Bibeltage sind ein Ereignis ersten Ranges, eine Institution in Pegnitz. Kein Wunder also, dass heute abend viele Menschen zusammengekommen sind: Männer und Frauen, aus unterschiedlichen Konfessionen, von unterschiedlichen Orten und aus unterschiedlichen Generationen. Was uns alle verbindet, so unterstelle ich Ihnen, ist das Interesse am christlichen Glauben: jede und jeder von uns »hat« seinen oder ihren Glauben, versucht, als Christin oder Christ in unserer Welt zu leben. Und wenn ich sage: »jede und jeder hat seinen oder ihren Glauben«, so schwingt da hier in Franken natürlich ein Unterton mit: »Ja, Herr Pfarrer, mir ham scho unsern Glauben, aber desweng moi mer ja net jedn Sonntag in die Kerch renna!« Glaube und Kirche - zumindest für protestantische Franken ist das nicht einfach zur Deckung zu bringen.

Damit sind wir mitten im Thema dieser Bibeltage, aber auch mitten im Thema meines Vortrags: »Womit steht und fällt der Glaube - und steht und fällt damit auch die Kirche?«

Gerade weil das - nicht nur bei uns in Franken - so eine Sache ist mit dem Glauben des und der Einzelnen und der Kirche, möchte ich Sie daher zunächst bitten, sich einmal selber Gedanken zu machen und dann mit Ihrer Nachbarin oder ihrem Nachbarn darüber auszutauschen: »Womit steht und fällt **mein** Glaube?«, »Was ist **mir** an **meinem** Glauben wichtig?« *Die Anwesenden haben Zettel und Stift erhalten und formulieren nun je für sich (eine) Grundaussage(n) ihres Glaubens. Im Zweiergespräch findet ein erster Austausch über diese »Basisformeln« statt.*

Womit der Glaube steht und fällt...

Von Dr. Wolfgang Schürger, Pfarrer in Nürnberg

Basisformeln und Lebenserfahrung - und die Frage nach dem lebendigen Glauben

Gerade, in der Einzelphase, haben Sie zum Ausdruck gebracht, womit **Ihr** Glaube steht und fällt, Sie haben **Ihren** Glauben auf den Punkt - oder besser: auf die Formel gebracht: in eine kurze Aussage, die Sie in ihrem Glauben trägt. Eine »Basisformel« sozusagen. Und Sie haben sich über diese Basisformeln ausgetauscht. Ja: Basisformeln, denn ich vermute, dass keine dieser Formeln genau mit der des Nachbarn oder der Nachbarin identisch war.

Warum ist das so, was steckt da dahinter? Manche haben sich diese Frage vielleicht schon im Zweiergespräch gestellt. Sind die einen die »besseren« Christinnen und Christen - vielleicht diejenigen, die ihre Formel »schöner« theologisch formulieren konnten? Fehlt den anderen etwas in ihrem Glauben? - Sicher nicht.

Ich bin mir sicher: wenn ich Sie zurückfrage, wie Sie auf Ihre Basisformel gekommen sind, dann werden Sie mir erzählen - eine Geschichte aus Ihrem Leben oder auch mehrere. Erfahrungen jedenfalls, durch die sich Ihnen das eingepägt und ausgeformt hat, was Sie da als Basisformel formuliert haben. Deswegen sind unsere Basisformeln nicht einfach identisch: weil sie mit den Erfahrungen unseres Lebens zu tun haben und damit, wie sich in ihnen unser Glaube entwickelt hat: wie er gewachsen ist oder in Frage gestellt wurde, wo er mich getragen hat oder wo ich gelernt habe, Überkommenes und Überholtes neu zu denken. Christlicher Glaube und Leben bzw. Lebenserfahrungen sind in unseren »Basisformeln« eng miteinander verbunden, und das ist gut so, denn unser christlicher Glaube soll ein lebendiger Glaube sein. Er ist nicht einfach fertig - genauso wenig, wie die Bibel ein dickes Gesetzbuch ist, das sich immer und überall sofort und rein mechanisch anwenden lässt. Wenn Sie sich Zeit nehmen und die biblischen Texte einmal genauer anschauen, dann merken Sie, wie diese prall gefüllt sind mit dem Leben ihrer Zeit: in manchen ist es offensichtlich, weil sie Geschichten direkt erzählen. Aber selbst andere, die uns auf den ersten Blick eher trocken vorkommen, sind wie ein Schwamm, der mit Wasser vollgesogen ist: das Leben der damaligen Menschen steckt mitten in ihnen drin - und wenn ich daran zu drücken anfangen, dann kommt es heraus. Zwei Beispiele will ich Ihnen dafür geben:

1.

Viele von Ihnen kennen vermutlich das Büchlein Rut - in der evangelisch-lutherischen Gemeinde haben wir in den letzten Jahren mehrfach darüber gesprochen. Rut, das ist die Geschichte einer israelischen Familie, Nomi und ihres Mannes, die vor der Hungersnot in die Fremde fliehen. Ihre Söhne werden dort gross und heiraten Frauen aus dem fremden Volk. Dann stirbt der Mann und schliesslich sterben auch die Söhne. Nomi, inzwischen alt geworden, will ihren Lebensabend in der alten Heimat verbringen. Rut, die eine der beiden Schwiegertöchter, lässt sich nicht davon abbringen, ihre Schwiegermutter zu begleiten. Erschöpft und mittellos kommen die Rentnerin Nomi und die Ausländerin Rut zurück nach Israel. Rut versucht sich und ihre Schwiegermutter über Wasser zu halten, indem sie das macht, was bei uns »Kartoffeln klauben« heissen würde: sie sammelt die Reste der Ernte. Dabei begegnet sie Boas, einem entfernten Verwandten Nomis, der von der Situation der beiden Frauen gehört hat. Boas heiratet Rut, die Ausländerin, und alle werden eine glückliche Familie, in der Nomi auf ihre alten Tage noch Oma wird. - Eine romantische Erzählung, könnte man meinen, und

einfach nett, dass sie in der Bibel steht. Aber diese Geschichte ist gar nicht so romantisch und nett, wie es auf den ersten Blick scheint. Vielmehr spiegelt sich in ihr das Ringen darum, wie der Glaube gelebt werden soll. Sie ist nämlich etwa zu der selben Zeit entstanden, von der das Buch Esra berichtet. Dort aber lesen wir (in Kapitel 9 und 10), wie am Ende des babylonischen Exils der Priester Esra nach Jerusalem zurückkehrt, um den Staat Israel wiederaufzubauen. Natürlich kommt Esra nicht in eine Geisterstadt, denn die Babylonier hatten vor allem die Oberschicht in die Verbannung geführt, das einfache Volk aber war im Land geblieben, eine neue, babylonische Oberschicht hatte die Regierung übernommen. Und es kam, wie es kommen musste: man gewöhnte sich aneinander, arrangierte sich, verliebte sich und heiratete: Juden und Ausländerinnen, Ausländer und Jüdinnen. Jetzt aber kommt Esra, der Priester, und will den jüdischen Staat wieder aufbauen. Hatte nicht Gott damals, als Mose mit seinen Leuten ins Land kam, befohlen, sich nicht mit den anderen Völkern zu vermischen? Und jetzt - so etwas! Im Namen Gottes befiehlt Esra, alle Ehen zwischen Juden und Ausländerinnen zu scheiden und die Frauen aus dem Land zu jagen. Das sei der rechte Gehorsam des Glaubens! Rut liest sich da mit einem Mal nicht mehr als die romantische Familiensaga, sondern als Protest gegen diese Entscheidung Esras. Als Protest im Namen eines Gottes, dem die Treue der Ausländerin zu ihrer alten Schwiegermutter wichtiger ist als das Befolgen von Gesetzen... Esra und Rut, Rut und Esra - die Menschen hinter diesen beiden Büchern ringen darum, wie sie ihren Glauben in einer neuen Zeit verstehen und zum Ausdruck bringen können, welche »Basisformel« sich in dem Leben ihrer Zeit bewährt. Die Tradition scheint Esra auf seiner Seite zu haben...

2.

Doch damit Sie nicht glauben, dass solches Ringen nur im Alten Testament passiert noch ein zweites Beispiel, aus Galater 3,28 - ein Spitzensatz, eine »Basisformel« des Paulus: »Hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Frau, denn ihr seid allesamt eins in Christus Jesus.« Den meisten von uns ist dieser Satz vermutlich vertrauter als Rut oder Esra, wir kennen ihn, würden ihn vermutlich auch so unterschreiben - verbunden allenfalls mit einem sehnsuchtsvollen Seufzen, dass halt die Frauen - nicht nur in den katholischen Gemeinden - doch nicht immer so gleich sind.

Aber auch hinter dieser »Basisformel« des Paulus steckt wiederum der Konflikt, und zwar einer, den er offenbar bis aufs Blut bereit war auszutragen. Dass nicht nur Männer und Frauen sondern vor allem auch Juden und Griechen einfach gleich sein sollten, das war nämlich für andere Christen der damaligen Zeit ziemlich skandalös. Petrus etwa hätte das so nicht gesagt. Und die Mehrheit der mächtigen Jerusalemer Gemeinde stand hinter ihm: die Juden waren näher an Christus - und wer daher Christ werden wollte, der sollte zuerst Jude werden, das heisst, sich beschneiden lassen. Denn Jesus war ja schliesslich als der Messias gekommen, der die Erwartungen des jüdischen Glaubens erfüllt. Paulus sah das anders, weil er aus seiner eigenen Erfahrung wusste, dass es für einen jüdischen Theologen (der er von seiner Ausbildung her ja war) auch »gute Gründe« geben konnte, in Jesus nicht den Messias zu sehen. Also stellte es kein Privileg für den Weg zum Christsein dar, Jude zu sein, Gottes Zuwendung galt vielmehr für alle Menschen in gleicher Weise.

Sie sehen: das, was wir als Grundüberzeugung unseres Glaubens formulieren, hängt eng mit den Erfahrungen zusammen, die wir in unserem Leben und mit diesem Glauben gemacht haben - und mit den Herausforderungen des Lebens, in denen sich der Glaube bewähren muss.

»Rechtfertigung um Christi willen allein aus Glauben« - Martin Luthers Basisformel
Könnten wir Martin Luther fragen, was ihm an seinem Glauben wichtig ist, dann würde er uns vermutlich antworten: »Die Rechtfertigung um Christi willen allein aus Glauben.« Und wenn ich dies so, als »Basisformel« Martin Luthers formuliere, dann wird deutlich: vor aller **Lehre** war auch Luthers Erkenntnis von der Rechtfertigung des Sünders in erster Linie **Lebenserfahrung**, Bewährung des Glaubens in einer bestimmten Lebenssituation! Wie sah diese

aus?

Die Welt des Spätmittelalters war geprägt von einem durch und durch pessimistischen Lebensgefühl: spätestens seit dem Einfall der Mauren in Portugal und Spanien am Ende des 10. Jahrhunderts war das »Christliche Abendland« bedroht, Kriege der europäischen Staaten untereinander konnten als Zeugnis des Verfalls gedeutet werden, die Päpste - ehemals als Stellvertreter Christi auf Erden Garanten der Einheit der Welt - geraten zum Spielball der weltlichen Mächte, bis sich schliesslich in der Zeit des Schismas der Papst aus Avignon und der Papst aus Rom bekriegen. Und zu alledem immer wieder die Pest! Sollten das alles nicht Zeichen sein, dass Gott die Welt verworfen hat, als Folge ihrer Sünde!? Wie aber sollte der oder die Einzelne, durch Kriege, Hungersnöte und Pest bald Tag für Tag mit dem Tod konfrontiert, dann bestehen können vor diesem Gott? Was für den Fall der Verwerfung im Gericht bevorstünde, das hatten die Prediger schliesslich immer wieder plastisch vor Augen gemalt: Fegefeuer und Höllenqualen - in manchen mittelalterlichen Darstellungen können wir uns davon noch ein Bild machen.

Aber Theologie und Frömmigkeit der damaligen Zeit hatten auch eine Lösung im Angebot: der Ablasshandel blühte, durch den sich die Menschen einen »Discount« der Fegefeuer-Zeiten erkaufen konnten. Und da mit den Erträgen nichts Geringeres als der Bau des Petersdoms finanziert werden sollte, blühten auch die Ablasspredigten und damit wiederum die noch drastischere Ausgestaltung der Höllenstrafen.

Luther hat die pessimistische Weltsicht seiner Zeitgenossen geteilt: Es konnte nur Gottes Reaktion auf die Sünden der Menschheit sein, was da alles geschah. Aber anders als andere um ihn herum scheint er der billigen Lösung des Ablasses nie sehr zugetan gewesen zu sein. Als Zeichen der Busse tritt er in den Augustinerorden ein und zwar in denjenigen der strengen Observanz. Durch Fasten und andere Bussleistungen will er der Gnade Gottes für sich und die Welt teilhaftig werden und so zur Ruhe des geängstigten Gewissens gelangen.

Doch Luther ist selbstkritisch und intelligent: immer wieder merkt er, dass er trotz aller Bussleistungen und allen Bemühens hinter den Ansprüchen des Glaubens zurückbleibt, dass er selbst sich, wäre er an Gottes Stelle, aufgrund seiner Werke unmöglich gerecht sprechen könnte. In seiner Anfechtung flieht er immer wieder in die Lektüre der Schrift.

In der Beschäftigung mit den biblischen Zeugnissen entdeckt er wie die Beter in den Psalmen, dass die Gerechtigkeit des Glaubens nicht die eigene Gerechtigkeit ist: »Wenn du, Herr, Sünden anrechnen willst - ja, wer wird bestehen!?« (Ps. 130,3), sondern die Gerechtigkeit Christi, die vor Gott auch für die Menschen gilt. Im Glauben an Christus und seine Gerechtigkeit, das heisst: seine Treue zu dem Weg, den Gott mit ihm gehen wollte, gelangt Luther zu der Ruhe des Gewissens, die ihm die alten Basisformeln des Glaubens nicht mehr finden liessen: Die Gemeinschaft, die Gott in Jesus Christus mit den Menschen eingegangen ist, kann keine Sünde mehr zerstören!

»Rechtfertigung um Christi willen allein aus Glauben«, das ist also zunächst Luthers Basisformel, entstanden aus seinen Lebenserfahrungen und in den Herausforderungen seines Lebens. Andere um ihn und auch nach ihm haben diese Formel als ebenso befreiend erfahren wie er. Daher ist sie zu einem, ja vielleicht dem wesentlichen Kriterium lutherischen Glaubens geworden. Dass der Glaube mit dieser Formel nicht mehr fallen könnte, dies wage ich allerdings zu bezweifeln.

Veränderungen in der Zeit und die Frage nach der Basis hinter den Basisformeln Lebendiger Glaube, so habe ich vorhin gesagt, ist eng mit den Lebenserfahrungen verbunden. Was sich aber in einer bestimmten Situation bewährt hat, kann unter veränderten Bedingungen durchaus scheitern. Ich denke, Sie kennen das - nur ein Beispiel, an dem es mir heute immer wieder deutlich wird: Ich habe die Wiederaufbauzeit nach dem Krieg nicht selber erlebt, aber ich glaube, damals haben ganz viele erfahren: Wer Sachen anpackt, auf ein Ziel hin arbeitet, der oder die wird etwas. Und ich erlebe, dass viele aus der älteren Generation diese

Lebenserfahrung heute gerne an die Jüngeren weitergeben. Aber stimmt sie heute noch? Jugendliche sehen, dass sie trotz 50 oder mehr Bewerbungen ihr Berufsziel nicht verwirklichen können, weil sie keinen Ausbildungsplatz bekommen, 45-Jährige werden gekündigt, selbst wenn sie viele Überstunden machen - Jüngere stünden bereit, die Lage auf dem Weltmarkt erfordere es... Die Situation hat sich verändert, die Lebensweisheit der Älteren erscheint manchen nur noch als Hohn.

Mit den »Lebensweisheiten« des Glaubens, mit unseren »Basisformeln« ist das nicht anders: sie haben sich in bestimmten Situationen bewährt, uns getragen - aber wenn die Herausforderungen sich ändern, dann ist es sinnvoll, sie auf ihre weitere Tragfähigkeit zu überprüfen. Ich habe daher im Gegensatz zu etlichen Kolleginnen und Kollegen im Hochschuldienst kein Problem damit, dass die »Gemeinsame Erklärung« die Rechtfertigungslehre nicht als *das* unverzichtbare, sondern als *ein* unverzichtbares Kriterium des Glaubens bezeichnet (Abs. 18). Ich denke nämlich, dass wir auch die Rechtfertigungslehre in dem Bezug auf die Situation sehen müssen, in der sie entstanden ist, und dann fragen können, wie sie sich auch heute, in einer veränderten Situation, als tragfähig erweist.

Und die Lebenssituationen, unsere Lebensgefühle *haben* sich ja verändert: Ich glaube, dass die wenigsten Menschen heute in erster Linie von Sünden- und Höllenangst bestimmt sind, und ich bin weit davon entfernt, dies zu bedauern: Religion der Angst war für mich noch nie eine gute Religion. Wenn diese Analyse aber stimmt, dann ist der Rahmen, in dem Luthers Basisformel von der Rechtfertigung der Sünder gestanden hat, weggefallen. Eine beliebte Strategie konservativer und charismatischer Kreise ist es, den Menschen von heute ihre Sündigkeit von neuem einzureden. Das wird dann fürchterlich moralistisch - und führt meines Erachtens nicht weiter, weil solch ein Glaube an den wirklichen Herausforderungen der Gegenwart vorbeilebt. Nur, weil er die Basisformel nicht überdenken will.

Lebendiger Glaube in der Welt und in unserer Zeit sieht anders aus: er versucht, die Zuwendung Gottes, die Luther damals in der Botschaft von der Rechtfertigung allein aus Gnade erfahren hat, heute neu und so zum Ausdruck zu bringen, dass sie in heutigen Lebenszusammenhängen Gestalt gewinnt und zum Tragen kommt. Je nach den Lebenssituationen der Menschen und den Herausforderungen, die in ihnen liegen, sieht solcher lebendiger Glaube dann natürlich unterschiedlich aus. Deswegen sind wir ja nie »fertig« mit unserem Glauben, sondern müssen uns immer wieder darüber verständigen, womit er steht und fällt, wie wir ihn in unserer Welt leben wollen und leben können.

Ich kann Ihnen also auch keine fertigen Lösungen bieten, aber ich gebe Ihnen wieder ein Beispiel und greife dazu wieder auf die Arbeitswelt zurück: Nur die Leistung zählt, und selbst, wenn Du Überstunden machst: mit 45 kannst Du eben weniger leisten als ein Endzwanziger, wir kündigen Dir. Das war die Haltung, auf die ich vorhin schon zu sprechen gekommen bin. Was bedeutet das für die Person, die davon betroffen ist? Oft sicherlich erst einmal einen Schock, Orientierungslosigkeit, einen Bruch in der bis dahin vielleicht recht erfolgreichen Biographie. Und dann die Frage »Was bin ich eigentlich noch wert?« Wie kann dieser Mensch die Zuwendung Gottes erfahren? Durch den Zuspruch: »Du bist in Deiner Sünde gerechtfertigt?« Das ist doch gar nicht sein Problem, er oder sie hat doch nicht gesündigt, sondern immer gearbeitet! »Gott ist nicht wie der Firmenvorstand, ihm bist Du unendlich viel wert« - das wird schon eher in seine bzw. ihre Situation sprechen. Und dann wäre zu fragen, wie diejenigen, die an diesen Gott glauben, als Gemeinde und als Einzelne so leben, dass dies nicht Lippenbekenntnis bleibt, sondern auch im Miteinander Gestalt gewinnt: wie viel ist dieser arbeitslose Mensch in der Gemeinde wert!?

Ein Beispiel nur, aber Sie merken, wie der Glaube und unsere Basisformeln dabei herausgefordert sind und lebendig bleiben: es geht nicht einfach um ein Wiederholen der alten Formeln. Ich habe einen Schritt zurück gefragt, habe versucht zu verstehen, welches Anliegen und welches Bild von Gott hinter der Basisformel Luthers deutlich wird. Und ich bin an einen Punkt gekommen, an dem ich den menschenfreundlichen Gott gefunden habe. Den Gott, der

sich Menschen zuwendet, sie annimmt, Leben ermöglicht. Das ist recht allgemein und abstrakt formuliert, aber gerade dadurch ist diese Aussage für mich geeignet, eine Basis hinter allen unseren Basisformeln zu bilden. Gottes Zuwendung zu uns Menschen, das ist sozusagen der Fluchtpunkt, der Horizont unseres Glaubens - aber wie diese Zuwendung in der jeweiligen Situation Gestalt gewinnt, wie sie in Worte zu fassen ist, das ist unterschiedlich, darüber müssen wir uns immer wieder neu verständigen.

Womit also steht oder fällt der Glaube? - Nicht mit dieser oder jener Basisformel, so lieb und vertraut sie uns vielleicht auch geworden ist. Basisformeln sind veränderbar, sie müssen es sogar sein. Aber der Glaube ist zu Fall gekommen, wenn in seinen Ausdrucksformen nichts mehr deutlich wird von der Menschenfreundlichkeit Gottes und seiner Liebe zu dem Leben von uns Menschen. Mit Gottes Zuwendung, damit steht und fällt der Glaube.

Gemeinsamkeiten, Veränderungen und Verschiedenheiten - wie geht es weiter im ökumenischen Prozess. Oder: Womit steht und fällt die Kirchengemeinschaft?

Aber womit steht und fällt die Kirche? Martin Luther hatte die Botschaft von der Rechtfertigung als den Artikel bezeichnet, mit dem die Kirche steht und fällt. Im Gegenüber zu einer Kirche, die vor allem mit der Religion der Angst gearbeitet hat, war das sicher richtig. Aber nach allem, was ich über die Veränderbarkeit von Basisformeln gesagt habe, ist deutlich, dass auch diese Aussage Luthers nicht losgelöst von ihrer Situation verstanden werden kann.

Steht und fällt dann auch die Kirche mit der Zuwendung Gottes? Als wahre Kirche ganz gewiss. Aber wir wissen, dass Institutionen nur zu oft ihre Eigendynamik entwickeln, die sie Veränderungen unverändert überdauern lässt. Luther hat das an der römischen Kirche seiner Zeit deutlich gespürt und wahrscheinlich hat er deswegen der Organisation Kirche keinen anderen Stellenwert gegeben als jeder anderen Institution. Und ich bin Lutheraner genug, um zu sagen: Das war gut so.

Ich frage daher noch einmal anders: Womit steht und fällt die Kirche? Als wahre Kirche steht und fällt sie mit der Zuwendung Gottes. Aber womit stehen und fallen die organisierten Kirchen? Ich denke, damit, wie sie dazu beitragen, die Zuwendung Gottes zu den Menschen in dieser Welt zur Sprache zu bringen und sichtbar zu machen. Konfessionelle Grabenkämpfe gehören sicherlich nicht zu dieser Art der Verdeutlichung, und deswegen ist es gut, dass die gemeinsame Erklärung zu Stande gekommen ist und dass in ihr festgehalten ist, dass die Lehrverurteilungen des 16. Jahrhunderts heute so nicht mehr zutreffen. Versöhnung ist zweifels-ohne ein Zeichen, in dem die Menschenfreundlichkeit Gottes Gestalt gewinnt.

Aber wie geht es weiter? Ich will jetzt gar nicht auf den Rezeptionsprozess der Gemeinsamen Erklärung eingehen, der im Moment mit vielen Unklarheiten behaftet ist. Vielmehr: Wie geht es weiter mit unseren Kirchen, wie können die Gemeinsamkeiten der Gemeinsamen Erklärung Gestalt gewinnen?

Die »Gemeinsame Erklärung« selbst eröffnet im letzten Absatz (44) eine Perspektive: »Wir bitten den Heiligen Geist, uns zu jener sichtbaren Einheit weiterzuführen, die der Wille Christi ist.« Sichtbare Einheit - Lutheraner denken dabei als erstes immer daran, dass sie dann eines Tages auch den Papst als oberste Autorität anerkennen müssen, was doch zumindest zur Zeit selbst vielen Katholiken schwerfällt. Aber das nur am Rande; viel ernster ist für mich die Frage: Ist nach allem, was ich heute abend gesagt habe, »sichtbare Einheit« überhaupt eine wünschenswerte Perspektive?

Unser Glaube, seine Basisformeln und seine Gestalt, so habe ich mehrfach betont, ist eng verbunden mit den Lebenserfahrungen, die wir mitbringen, und den Situationen, in denen wir leben. Wie soll Einheit da aussehen, ohne doch wieder alles über einen Kamm zu scheren, eben doch *eine* der Basisformeln als verbindlich zu erklären, *eine* z.B. der Gottesdienst-Traditionen für verbindlich zu erklären? Ich kann mir das nicht vorstellen, ja ich habe Angst vor solcher Vereinheitlichung!

Meine Perspektive für die Zukunft ist eine andere: Paulus und Petrus haben versucht, sie zu

praktizieren, der Ökumenische Rat der Kirchen hat sie zum Leitfaden seiner Arbeit gemacht, und in der Leuenberger Konkordie haben wir Lutheraner sie mit den Reformierten festgeschrieben: die »versöhnte Verschiedenheit«: Unser Glaube ist unterschiedlich, er ist so verschieden, wie die Situationen, in denen wir leben. Gerade dadurch zeichnet er sich als lebendiger Glaube aus, dass er die Herausforderungen einer bestimmten Situation wahrnehmen und die Menschenfreundlichkeit und Lebensliebe Gottes in diesen Kontext hinein übersetzen kann. Verschiedenheit ist also nicht Zeichen von Trennung und Sünde, sondern Ausdruck lebendigen Glaubens. Verschiedenheit ist gut. Nicht gut freilich sind gegenseitige Verurteilung und Besserwisserei. Wo diese der Gemeinschaft der Verschiedenen im Wege stehen, ist es gut und wichtig, durch Begegnungen und Gespräche und auch durch kirchenoffizielle Erklärungen auf Versöhnung hinzuarbeiten. Versöhnte Verschiedenheit¹, das bedeutet dann: Ich nehme den und die anderen an, versuche sie zu verstehen, mit ihren Traditionen, mit ihren Basisformeln, mit ihren Versuchen, die Menschenfreundlichkeit Gottes in unserer Welt zu bezeugen und zu leben. Verstehen schliesst Kritik nicht aus, sondern ein. Kritische Rückfragen zeigen wirkliches Interesse. Und solche interessierte Begegnung schliesst nicht aus, dass sich auch bei mir selber etwas verändert. In solcher versöhnten Verschiedenheit können wir als Gemeinschaft von Kirchen miteinander leben, »die den Herrn Jesus Christus gemäss der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.« (Basis des ÖRK).

Von *Dr. Wolfgang Schürger, Pfarrer in Nürnberg*

¹ Seit dem Vortrag bin ich von Kritikern verschiedentlich darauf aufmerksam gemacht worden, dass die Formel »Versöhnte Verschiedenheit« zu stark durch die Arbeit des LWB geprägt sei, als dass sie sich für den ökumenischen Gebrauch eignen könnte. Ich hänge nicht an der Formel, aber ich wünsche mir eine Bezeichnung, durch die zum Ausdruck kommt, dass strukturelle Einheit (und Einförmigkeit) eben gerade kein wünschenswertes Ziel ist. Ob »geschwisterliche Vielfalt« als Ausweg dienen könnte...?
